

6. Sonntag im Jahreskreis, B – 14.2.2021 – Fassenachtssonntag

Evangelium: Mk 1, 40-45

- 40 In jener Zeit kam ein Aussätziger zu Jesus
und bat ihn um Hilfe;
er fiel vor ihm auf die Knie
und sagte: Wenn **du willst**,
kannst du mich **rein** machen.
- 41 Jesus hatte Mitleid mit ihm;
er streckte die Hand aus,
berührte ihn
und sagte: Ich **will** – werde **rein**!
- 42 Sogleich verschwand der Aussatz
und der Mann war rein.
- 43 Jesus schickte ihn weg,
wies ihn streng an
- 44 und sagte zu ihm:
Sieh, dass du niemandem etwas sagst,
sondern geh, zeig dich dem Priester
und bring für deine Reinigung dar, was Mose festgesetzt hat –
ihnen zum Zeugnis.
- 45 Der Mann aber ging weg
und verkündete bei jeder Gelegenheit, was geschehen war;
er verbreitete die Geschichte,
sodass sich Jesus in keiner Stadt mehr zeigen konnte;
er hielt sich nur noch an einsamen Orten auf.
Dennoch kamen die Leute von überallher zu ihm.
-

Ein Aussätziger, ein Mensch mit einer ansteckenden Krankheit, wendet sich an Jesus und wird geheilt. So hören wir es im Evangelium. Da schreiben sich die Gedanken dazu in Corona-Zeiten eigentlich von selbst, sollte man meinen...

Aber diesen Weg will ich gar nicht gehen.

Ich möchte auf zwei Aspekte eingehen, die mich berührt haben bei diesem Evangelium.

Beide haben mit *Berührung* oder *Rührung* zu tun: „Jesus hatte Mitleid mit ihm; er streckte die Hand aus, und berührte ihn.“

Da kommt ein Mensch, der außerhalb der Gesellschaft steht – Aussatz war damals nicht nur eine ansteckende Krankheit, die bisweilen einen unschönen Anblick hervorrief, als Krankheit schon ein schlimmes Los. Aber darüber hinaus wurde sie damals auch als Strafe Gottes verstanden, kann man nachlesen. Da kommt also ein Mensch mit dieser Krankheit, wahrscheinlich nicht schön anzusehen, zu Jesus. Und der wendet sich nicht ab, sondern es rührt ihn.

Ich selbst habe noch keinen Leprakranken gesehen. Aber wenn ich mir das so durch den Kopf gehen lasse, überlege ich, wie oft ich eher weggesehen habe bei Begegnungen mit Menschen, die nicht in der Mitte der Gesellschaft stehen. Wie oft wende ich mich ab... wenn die Nachrichten das Leid der Welt aufzählen.

Aber auch viel konkreter: Sehe ich den Menschen, den Gott gewollt hat, hinter dem Bettler in der Steinlachunterführung oder vor der Kirchentür?

*Ein Euro, der kommt in den Hut
tut meiner Seele ach so gut.
Dann schnell vorbei, und bleibt zu hoffen,
der Euro werde nicht versoffen.*

Wie oft schaue ich auf die Menschen herab, die bei der Tafel einkaufen – müssen.

Wie oft denke ich „selbst schuld“, wenn ich am Sternplatz die Alkoholiker sitzen sehe.

Wie oft denke ich „die müssen sich halt mal zusammenreißen“, die Depressiven.

Lasse ich mich rühren? Allzu oft bin ich doch nur froh, ein anderes Leben zu haben...

Jesus hat sich rühren lassen. Die körperliche Be-Rührung ist schwierig heute in Corona-Zeiten, aus gutem Grund halten wir Abstand. Aber nichts spricht gegen die innerliche Berührung. Nichts spricht dagegen, sich rühren zu lassen und den Menschen zu sehen. Mutter Theresa wird der Spruch zu geschrieben: „Einen Menschen wirklich lieben heißt, ihn so zu sehen, wie Gott ihn gemeint hat.“ Wie weit bin ich davon entfernt. Aber das ist kein Grund zum Verzweifeln – jeder Schritt in diese Richtung ist wertvoll.

Und ich muss diese Schritte nicht alleine gehen. Gott hilft mir, auch wenn der Weg noch so weit ist. Das ist der zweite Aspekt, der mir wichtig geworden ist beim heutigen Evangelium Da ist ein Aussätziger, einer, der ohne Hoffnung auf Heilung ist. Er wendet sich an Jesus – mit nichts in den Händen außer seinem Gottvertrauen: „Wenn **du** willst...“.

Wie ist es um mein Gottvertrauen bestellt? Nicht das „es wird schon gutgehen“, wenn’s auf der Straße mal eng wird oder wenn die Kinder abends alleine unterwegs sind. Sondern mein tiefes, inneres Vertrauen auf Gott.

Schaue ich in mich, finde ich oft eher „jeder ist seines Glückes Schmied“ oder „schaffe, schaffe, Häusle baue“. Wie sehr habe ich die Leistungsgesellschaft verinnerlicht.

Ich müsst‘ halt noch...

Ich sollte doch...

Hör‘ ich mich sagen.

Und hör‘ mich klagen:

Wenn’s doch nicht reicht, hab‘ ich gedenkt:

Hättste Dich mehr angestrengt!

Mit mir selbst ohne Geduld –

Bist doch einfach selber schuld!

Wir sind es gewohnt heute, dass die Menschheit (fast) alles selbst machen, selbst erreichen kann, dass uns die Wissenschaft Antworten auf alle Fragen gibt, und das ist in vielen Fällen auch der Fall.

Wo findet da noch Gottvertrauen Platz?

Wann bitte ich andere Menschen, wann bitte ich Gott um Hilfe? Schaffe ich es, meine eigene Unvollkommenheit zu sehen und zuzulassen, und mich an andere, an Gott zu wenden?

Auf eine gute Art und Weise um Hilfe bitten zu können, nicht immer alles selbst machen zu müssen, ist auch eine Fähigkeit. Oder, wie es als Zitat von Karl Rahner in unserem Gotteslob abgedruckt ist: „Die Tugend des Alltags ist die Hoffnung, in der man das Mögliche tut und das Unmögliche Gott anvertraut.“ Seite 275 im GL.

Vertrauen auf Gott, die Kraft des Glaubens zu spüren, kann uns selbst heilen und uns heilsam wirken lassen für andere.

Wenden wir uns mit unseren Sorgen und Nöten, mit unserer eigenen Unvollkommenheit an Jesus, lassen wir uns von ihm berühren, und spüren wir die heilende Kraft des Glaubens.

Ralf Olleck